

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 23

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ilse Frank

Was lange währt ...

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Sorgenzahn: einen Winzling. Anstelle der linken «Schaufel» blinkte ein Schäufelchen, dessen der Herangereifte sich von Tag zu Tag mehr schämte. Als der Mann sich kaum noch als Mann fühlte, beschloss er, den schweren Gang zum Dentisten anzutreten und sich dort heldenmütig auf den Folterstuhl zu werfen.

So geschah es. Der Weissbetuchte blickte in den Mund des Mannes, stocherte mit Häkchen aller Feinheiten ringsherum, murmelte Unverständliches, nickte mehrdeutig, brachte den Röntgenapparat in Anschlag, studierte

die Aufnahmen, nickte vieldeutig und stellte nach fünf Konsultationen fest: «Der Zahn ist in seinem Wachstum zurückgeblieben.» «Aha», antwortete der Mann, der diesen Befund eigentlich schon von seinem Spiegelbild erhalten hatte, es zu erwähnen jedoch tunlichst vermied, um den Herrn Doktor nicht zu reizen.

So widmete sich der Medizinnemann unbeirrt weiteren Nachforschungen und ermittelte schliesslich eine kommune Zyste.

Sie hatte der «Schaufel» jahrelang den Platz versperrt, so dass sich diese stets in engsten Grenzen halten musste. Der Fachkundige behandelte die Geschwulst hervorragend, liess sie schrumpfen, ersetzte das Schäufelchen durch einen Stiftzahn und schlug den psychisch zerknitterten Mann zum faltenfrei lächelnden Sieger.

Das gewinnende Strahlen war unserem Mann zwar einiges wert, jedoch lange nicht den Betrag, welchen der professionelle Glücksbringer als Honorar forderte. Der Mann rechnete sich

nicht zu den Superreichen, deshalb überlegte er, auf wen er einen Teil der Zahlungslast abwälzen könnte. Nach langem entdeckte er, gedanklich, die Krankenkasse. Die hatte sich mit einer Zyste zu befassen, auch wenn der Plagegeist von einem Zahnarzt vertrieben worden war.

Flugs schickte der Mann die Rechnung ein und harpte wohlgemut der Franken, die da kommen sollten. Es kamen lakonische Sätze, des Inhalts, dass die spendablen Versicherer mit einer summarischen Faktur nichts anzufangen wüssten: Der Patient habe für eine detaillierte Nota zu sorgen.

So leicht, wie es sich las, war dieses «Sorgen» nicht. Natürlich ersuchte der Mann seinen hochgebildeten Gläubiger sofort um die Angabe aller honorarschweren Handbewegungen; aber er erhielt nichts als die Auskunft, was er schwarz auf weiss besitze, genüge vollkommen.

Dies wiederum liess der Mann seine Agentur wissen – fern-

mündlich, mit leiser Ungeduld in der Stimme. Da schlug ihm laute Ungeduld ans Trommelfell: Wenn sie ausschliesslich solche Kunden hätte, würde sie den Beruf wechseln, keifte eine reizende Verwaltungsdame und pochte mit hörbar hartem Knöchel auf ihr Erkundigungsrecht.

Unterdessen war der Mann trauriger geworden, als er es wegen seines Schäufelchens je gewesen war, und nur, um sich gegen Depressionen zu wappnen, trabte er erneut beim Zahnarzt vor. Dort nahm er die Bittstellerhaltung so vollendet ein, dass der bewegte Meister bald sandte, wonach reges Verlangen herrschte. Und ehe sich's der Mann versah, lagen mehrere Kassenscheine vor seinem Angesicht.

Sie verwandelte der «Beschenkte» sogleich in Süssigkeiten, da ihm gegen Frustrationsnachwirkungen nur ein Kraut gewachsen schien: Zuckerrohr.

Die Karies-Karriere konnte beginnen.

Wortkarg

Das Telefon klingelt. Einer der Lehrer unseres Sohnes meldet sich. Was ist wohl los? Die Stimme klingt freundlich und leicht besorgt: «Marcel hat in keinem einzigen Fach Schwierigkeiten mit Lernen, aber er redet so wenig, oft sagt er fast nichts. Es gäbe da einen Kurs zur Stärkung des Selbstbewusstseins. Er wird

von einem Psychologen geleitet und wäre gut für Marcel.»

Meine Antwort tönt ebenfalls freundlich, nur weniger besorgt: «Gewiss möchten wir alles tun, was gut ist für unseren Sohn. Allerdings muss ich Ihnen sagen, dass der Stimmbruch ihm das Sprechen in letzter Zeit manchmal etwas erschwert. In diesem Alter ist das eben so. Zudem hat es schon immer Leute gegeben,

die viel reden, und andere, die eher still sind. Und er ist eben ein Stiller. Uebrigens war ich mit dreizehn Jahren auch ziemlich schüchtern, aber bei mir ist es ganz von selbst besser geworden, ohne Hilfe eines Psychologen. Ich mache mir eigentlich keine Sorgen um Marcel.»

Der Lehrer findet, dass der Kurs für Marcel doch gut wäre, und teilt mir mit, wo und zu welcher Zeit er stattfindet. Ich versichere ihm, dass Marcel mitmachen dürfe – wenn er wolle, natürlich.

Wir orientieren uns über die Busverbindungen, konstatieren, dass sie ausgesprochen schlecht sind, und da Marcel absolut keine Lust hat, den Kurs zu besuchen (er findet, er rede genug), verschieben wir das Ganze vorläufig.

Einige Wochen später klingelt das Telefon wieder. Der gleiche Lehrer begrüsst mich fröhlich: «Guten Tag! Ich kann Ihnen sagen, der Kurs hat Marcel wirklich gutgetan, er redet jetzt viel mehr.» Meine Antwort: «Aber er hat ja gar nicht mitgemacht!» bewirkt kurzes Schweigen am anderen Ende der Leitung, gefolgt von einem erstaunten «Oh?». Vermutlich muss im Lehrerkopf ein leichter Nebel gespaltet werden ...

Eine Frage beschäftigt mich: Der betreffende Lehrer ist Bio-

loge. Warum denkt wohl ausgerechnet ein Biologe nicht an den Stimmbruch?

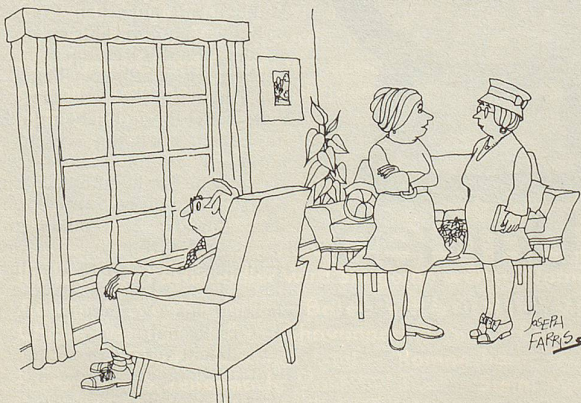
Erika Monterie-Adam

Alternativen

Angefangen hat alles mit Ausbackweggli zum Frühstück: «Ist das nicht Energieverschleiss?» fragte der Sohn, während er dick Butter und Honig auf eine dampfende Brötchenhälfte strich. «25 Prozent des gesamten Energieverbrauchs gehen zu Lasten der privaten Haushalte», bemerkte das Familienoberhaupt. Es musste Bescheid wissen – als Mitglied einer einschlägigen Kommission. Die Mutter nickte. Sie war gerne bereit, ihr Quentchen zum Energiesparen beizutragen.

«Da könnte man noch viel sparen, im Haushalt», spann die Tochter den Faden weiter, «ist doch alles nur eine Frage der Organisation.» «Organisation?» – ein Reizwort für die Hausfrau, deren Organisationstalent wegen der wechselnden Familienbedürfnisse immer wieder anders bewertet wird.

«Einkaufen, zum Beispiel. Du schreibst auf, was benötigt wird, und wer ins Dorf geht, bringt die Sachen mit. Energie- und Zeitersparnis in einem.» Die Mutter schaute leicht zweifelnd



«Fred glaubte, er sei ein unverbesserlicher Optimist, aber nun hat er sich gebessert!»

in die Runde und traute «Mütterchens Hilfstruppe» nicht recht.

«Und die vielen Apparate, die zu unserem Glück nötig sind: Fön und Toaster, Mixer, Elektro- uhr, Abwasch-, Schreib-, Näh- und Waschmaschine, Mäher, Bohrer, Rasierapparat.» Die Mutter wehrte sich, lehnte Verantwortung ab für Bohrer und Mäher; ging nun auch zum Angriff über gegen den ewig laufenden Plattenspieler, die überall brennenden Lampen.

Das Energiesparen befahl die Familie wie eine Seuche. Man beobachtete einander argwöhnisch und rechnete die heissen Bäder und Duschen nach. Wenn alle aus dem Haus waren, saugte die Mutter manchmal heimlich Staub, obwohl man ihr doch die Bürste zur Reinigung der Teppiche empfohlen hatte.

Der Haushalt wurde energiekonform neu geregelt. Man sparte Wäsche, und wenig wurde gebügelt, Zerrissenes von Hand ausgebessert. Der Speisezettel wurde rohkostgeprägt. Kuchen und Aufläufe waren verboten. Der Dampfkochtopf hingegen durfte weiter benützt werden, ebenso der Eisschrank. Für beides war die Hausfrau sehr dankbar.

Man liess Haare wachsen, wo sie eben wuchsen, in Schnäuzen, Voll- und Backenbärten, und trocknete sie nach dem Waschen an der Luft. Weil immer so schlecht geheizt war, wickelte man sich in Decken, Schals und Tücher. Die Jungen sahen nett aus mit ihren glänzenden Locken, in der malerischen Vermummung, während die Eltern sich in graue, zottige Waldschratten verwandelten.

Energiesparen war längst zu einem ganzheitlichen Lebensstil geworden. Man sparte alles: Rohstoffe, Papier, Holz, Wasser, Schuhe und Kleider. Man ass kein Fleisch, dafür dynamisch-biologisches Gemüse, Körner und Flocken, Langmilch, Sauermilch und Kefir.

Alternativ leben bedeutete strengend leben, und es erschöpfte die Hausfrau so sehr, dass ihr der Arzt einen Kuraufenthalt in einem Heilbad verschrieb – als Alternative zum alternativen Leben.

Ingeborg R.

Keine Stunde gefehlt!

Wieder war es soweit. Man konnte allenthalben lesen, der Gemeinderat von X habe dem Schüler A eine Uhr überreicht, weil er keine Schulstunde versäumt habe.

Stets stimmen mich solche Meldungen nachdenklich. Es mag

sein, dass des Kindes Gesundheit und eine besondere Freude an der Schule diesen «Erfolg» begründeten. Möglich ist aber auch, dass ihm Eltern ohne Musse oder Eltern mit falschem Ehrgeiz Grippetage mit Chemie überbrücken «halfen». Wenn Vater und Mutter arbeiten, bleibt wenig Zeit für die Betreuung eines kranken Kindes übrig.

Nun, sei es, wie es wolle, sicher ist, dass solche Kinder Unvergessliches verpassen.

Gut erinnere ich mich daran, wie schön das ein- bis zweimalige jährliche Grippekranken während der Schulzeit war. Ich war dann für gewisse Zeit das Zentrum der mütterlichen Aufmerksamkeit. Es gab Mutschli zum Frühstück oder gar Zwieback, und meist kam ein feiner, frisch gepresster Orangensaft dazu, als Flüssigkeitszufuhr nach dem Schwitzen. Als Höhepunkt durfte ich mir vom Kiosk etwas wünschen: ein Mickymaus- oder Fix- und-Foxi-Heftchen sollte mich schneller wieder auf die Beine bringen.

Immer war es eine schöne Zeit, die meist damit endete, dass ich zu übermütig wurde und mich Mutter für schulfähig erklärte, um sich selbst erholen zu können. Ich bedaure alle mit einer Uhr «ausgezeichneten» Schülerinnen und Schüler: Sie durften nicht krank sein, das heisst, solche speziellen Momente der Freude nicht erleben.

Lisbeth Zihler

MMM

Bei uns haben diese drei Buchstaben eine besondere Bedeutung. Sie heissen schlicht: «Muetter macht's möglich.» MMM hilft in allen ausweglosen Situationen, betätigt sich als Verkehrspolizist, als Retter in der Not, besorgt innert nützlicher Frist Unerlässliches, korrigiert am frühen Morgen alle möglichen Arbeiten, versucht die Individualprogramme von sechs Individualisten zu einem Familienleben zu koordinieren. Kurz: betreut die gestresste Familie.

Nicht, dass die Nachkommen unselbständig wären. Gott behüte! Während einer dreiwöchigen Reise der Eltern nach Uebersee schmeissen sie den Laden selbst. Bei der Rückkehr ist die Haushaltung aufgeräumt, das Geschirr abgewaschen, die Jungmannschaft unversehrt und die Haushaltungskasse gar nicht strapaziert, im Gegenteil!

Die Muetter kommt sich überflüssig vor: «Ich könnte glatt verreisen, ihr macht das ja ebensogut wie ich – und erst noch billiger.» Der Leistungssportler in der Familie beklagt sich zwar nachträglich, er habe abgenom-

men. Wenn er nicht hie und da das Einkaufskommando an sich gerissen hätte, wäre er verhungert!

Anderntags steht die Muetter in der Waschküche vor einem dreiwöchigen Wäscheberg. (Wie reich man doch ist!) Untersucht Turn-, Trainer- und Jeanshosen-säcke auf Papiertaschentücher und findet dabei einen Zettel: «Fragen an Mami.» Biologische Probleme, aufgetaucht beim Vorbereiten eines Vortrages.

Die Muetter kann zwar die Fragen nicht beantworten, fühlt aber Balsam auf ihrer Wunde: Fragen an Mami!

Dina

Weshalb nicht toleranter?

Kürzlich nahm ich an einem Leichenmahl teil. (Welch scheusslicher Ausdruck!) Mir gegenüber sass ein strenger Vegetarier und Abstinenter, neben mir ein «Normalbürger», der sich ein Glas Wein einschenken liess. Sofort eine spitze Bemerkung des Gegenübers, auf die Schädlichkeit und Gefahren des Alkohols anspielend. Gleich kam die Retourkutsche meines Nachbarn: «Grasesser», tönte es, und ähnlich. Die beiden Herren hatte sich vorher

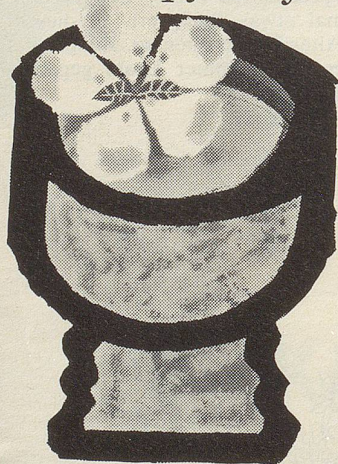
nie gesehen – doch einen interessanteren Gesprächsstoff als Alkoholkonsum und Vegetarismus fanden sie nicht. Es herrschte ein ständiger Wortstreit. Beide «Fechter» waren witzig und schlagfertig, aber ihr Tun störte mich. Ich finde, Diskussionen über Ernährung sind genauso wenig ergiebig wie das Austauschen von neuen Schlankkeitsrezepten. Sie nützen nichts; selten lässt jemand von seinen Gewohnheiten ab. Da lobe ich mir die Engländer, bei ihnen sind die «personal remarks» verpönt. – Man lässt einander in Ruhe.

Es gibt zwar Ausnahmen – Fälle, in denen man handeln muss: Ich speiste kürzlich mit einer 81jährigen Freundin in einem Restaurant zu Mittag. Wir waren noch am Essen, als eine Frau sich zu uns setzte, gleich ihre Zigaretten hervorholte und ihr Feuerzeug. Ich bat sie freundlich, mit dem Rauchen zu warten, bis wir mit Essen fertig seien, oder an einen anderen Tisch zu sitzen. Mein Sohn pflegt zu fragen: «Stört es Sie, wenn ich esse, während Sie rauchen?»

Bei solchen Gelegenheiten muss man sich wehren und sich nicht einräuchern lassen. Aber reine Wortgeplänkel mit fremden Leuten, weil sie nun einmal Wein zum Essen mögen oder kein Fleisch geniessen, finde ich überflüssig. Es führt zu nichts – ausser zu einer ungemütlichen Stimmung.

Hedy Gerber-Schwarz

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Echo aus dem Leserkreis

Unpassendes Zitat
(Nebelspalter Nr. 18)

Liebe Esther Stoffer

Als Namensbase von Kommandant Paul Grüninger fühle ich mich verpflichtet, Sie zu korrigieren: Sie wissen anscheinend, dass Paul Grüninger im Zweiten Weltkrieg lebte und dass man seinen Namen gedanklich mit jüdischen Emigranten verbindet. Nun verhält es sich aber so, dass Paul Grüninger in vielen Nächten Flüchtlinge illegal über den Rhein in die Schweiz rettete. Viele Flüchtlinge blieben dank ihm am Leben, doch ihn kostete dieses Vorgehen Stellung, Pensionskasse, persönliche Freiheit und vieles mehr.

Erst vor einigen Jahren rehabilitierte ihn der Heimatkanton, und heute wird Grüninger allorts als Held angesehen. Doch für ihn kam dieses Umdenken zu spät; er galt zu lange als «Verbrecher» in unserer Gesellschaft.

Vielleicht verstehen Sie jetzt, dass Paul Grüningers Name in Ihrem Artikel absolut unpassend zitiert war.

Käthi Grüninger, Hirzel

PS. Ich bin eine sonst meist zufriedene Nebelspalter-Leserin.